Bürgermeister erbauliche Dinge weiß sie gar nicht mit den Deutschen zusammenhängen) Gehe nicht in die halbdunklen Höhlen am Fuße der Akropolis — es ist gefährlich: weniger der nicht vorhandenen Räuber wegen, sondern eben jenes Schmutzes wegen, den man überall in dieser von den verdammten Bayern verschandelten Stadt findet.

Die Tüchtigkeit vieler Erkennenden stemmt sich gegen Lärm und Schmutz dieser Stadt. Sie wissen, daß Athen, die schöne, interessante, durch tausend Dinge fesselnde Stadt, in Gefahr ist, in den Ruf einer Höllenstadt zu kommen. Und sie versuchen, zu ändern, solange es noch Zeit ist. Aber meist werden sie ausgelacht. Die anderen wissen es viel, viel besser. Wissen „die anderen“ es nicht eigentlich überall und immer viel besser?

—o—

Grausame Richter

Justizmethoden im geheimnisvollen Osten.

Von Rosita Forbes.

Die Justiz ist ähnlich wie die Moral von der Eigenart der Länder abhängig. Der größte moderne Gesetzgeber in Afrika war Raisuli Räuber, Krieger, Staatsmann, Philosoph und Sultan der Berge in Marokko. Während seiner Tätigkeit als Gouverneur in Tanger konnten zum ersten Mal seit Menschengedenken die Kaufleute die Provinz bereisen, ohne überfallen zu werden. Aber Raisuli hatte eine einfache Methode in der Ausübung der Gerechtigkeit. Ein Sklave stand auf jeder Seite seines Richterstuhles, der eine mit einem Schwert, der andere hatte ein Becken mit siedendem Oel vor sich. Dem verurteilten Dieb wurde mit einem Schlage die Hand oder der Fuß abgehauen, dann das verstümmelte Glied ins Oel getaucht, nicht als Tortur, sondern um die Arterien zu schließen. Man hat Raisuli oft Härte, aber nie Ungerechtigkeit vorgeworfen. Er glaubte nicht an Gefängnisstrafen und begründete seine Ansicht mit den Worten: „Die Abwesenheit eines Menschen vergißt man schnell. Sein Kopf aber, auf dem Gefängnisgitter aufgespießt, ist eine wirksame Mahnung.“ Allerdings behagte den Europäern seine Rechtsprechung nicht, und man enthob ihn des Amtes.

Staunenerregende Geschichten werden von seinen Strafen erzählt. Verrätern ließ er mit glühenden Münzen die Augen ausbrennen. Man berichtet, wie einst Musa ben Hamed einer seiner erbittertsten Gegner, von seinen Leuten gefangen, dann aber entflohen, in seinem Hause Zuflucht gesucht habe, das heilige Gastrecht für sich beanspruchend. Tagsüber wurde der Gast sorglich gepflegt, aber des Nachts wurde ihm ein Kopf nach dem andern der inzwischen umgebrachten Verwandtschaft an die Seite gelegt. Schließlich gab er Muse ben Hamed die Freiheit, und Raisuli sagte: „Wie kann ich einen Menschen umbringen, der mein Gast war?“

Die Rechtsprechung des Ostens beruht auf dem Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Dem Räuber schlägt man die Hand ab, dem Mörder den Kopf. Ehebrecherinnen werden gesteinigt oder lebendig begraben. In Turkestan und in einigen Teilen Persiens backt man Wegelagerer im Lehm ein und stellt sie zur Warnung an den Straßen auf. Verräter werden durch Ausstechen der Augen oder durch Abschneiden der Zunge bestraft, genau nach dem Satze: „Das Auge des Treulosen soll verdammt sein wie die Zunge dessen der da falsches Zeugnis ablegt.“

Diese Bestimmungen gehen manchmal sehr weit: so kann man bei den Senussi in Nordafrika, die ich einst besuchte und die zu den größten Asketen unter den Muselmanen gehören, seine Hand verlieren, wenn man Rauch einatmet, weil dieser Genuß verboten ist. Geißelung erfolgt für einen Schluck des Leghb genannten Getränks, das aus dem Saft einer Palme hergestellt wird. Schwere Strafen liegen auf dem Tragen von Schmuck oder Spitzen, oder wenn man eines der fünf täglichen Gebete versäumt. Ehebruch, Widersetzlichkeit der Frau gegen den Gatten, Auflehnung des Sohnes gegen den Vater wird mit langsamem Erwürgen bestraft.

Die Bestrafung der Frau wird meistens dem Ehemann überlassen, und ich glaube nicht, daß sie sehr schwer ausfallen wird, denn Mohammed hat gesagt: „Behandelt die Frauen gut, wenn Ihr in den Himmel kommen wollt.“

Ich habe in der ganzen Welt, von der Mongolei bis nach Abessinien, von Marokko bis nach Siam, Gerichtssitzungen der Eingeborenen beigewohnt und muß sagen, daß im Osten mehr Fälle glatt abgewiesen werden als im Abendland, während andererseits die Strafen nach unseren Begriffen schwerer sind. Rechtsprechung und Religion sind eng im mohammedanischen Osten miteinander verquickt.

Als ich zum ersten Male China besuchte, war es leicht, einen Ersatzmann für einen zum Tode Verurteilten zu finden. Jeder arme Kuli hätte für hundert Pfund Sterling die Stelle eines anderen, der sterben sollte, eingenommen, denn von dem Gelde konnte seine Familie besser als von seiner Arbeit leben. Bei uns bedeutet der Tod das Schließen eines Tores. Im Osten tut es sich erst auf. Ein Amerikaner erzählte mir einst, wie er von einem Mandarin eingeladen gewesen sei, der ihn prächtig unterhalten habe. Witzig und geistreich sprach er über Europa, das er kannte, und doch fand am nächsten Tag seine Hinrichtung statt.

Ein arabischer Richter würde einen Menschen zum Tode verurteilen für Dinge, die wir als Kleinigkeiten ansehen. Aber er würde oft nicht daran denken, Beweise anzuerkennen, die wir für hinreichend halten. In jedem ernsteren Fall sind zwei Augenzeugen nötig; ein glühendes Stück Metall wird auf die Zunge des Zeugen gelegt. Verbrennt er sich, ist er ein Lügner. Der wahrhafte Zeuge wird nicht ängstlich sein und so wird der Speichel die Zunge schützen, während der Lügner vor Angst einen trockenen Mund bekommt und sich verbrennt.

Der Tod, der den Körper unversehrt läßt, ist nichts Schreckhaftes. Enthauptungen aber bilden das Entsetzen aller, denn in der Nachwelt wird der kopflose Mensch stets als Mörder gebrandmarkt sein.

In Asien begräbt man den Straßenräuber zusammen mit dem Opfer, das er umgebracht haben soll, in einer Höhle. Der Platz ist geräumig und luftig. Wasser und Lebensmittel werden hinabgereicht. Kommt der Mann nach einer Woche lebendig heraus, so war er unschuldig, denn sonst hätte ihn der Geist des Ermordeten getötet.

Gewöhnlich sterben die so verurteilten Räuber aus Angst vor Schreckgespenstern. Die Schrecken des Terrorrisierens eines Angeklagten kennt man in Asir gleichfalls. Der verstorbene Emir war so heilig, daß niemand je sein Gesicht enthüllt gesehen hat. Wenn er einmal eine Audienz gab, so wurde sie in tiefstem Dunkel abgehalten. So empfing er mich. Nach einer einstündigen Unterhaltung war ich am Ende meiner Nerven. Ueberall sah ich Gestalten um mich und andere lächerliche Dinge. Man stelle sich nun einmal einen Angeklagten in dieser Lage vor: stockdunkel ist alles, und eine mächtige Stimme tönt aus der Nacht. Der Verbrecher hat kaum eine Möglichkeit aus dieser Schreckenskammer heraus zu kommen, ohne sein Geheimnis zu verraten. „Welches war die längste Zeit, die jemals ein Mensch ausgehalten hat?“ fragte ich. „Von einem Sonnenuntergang bis zum andern“ war die Antwort. Er war unschuldig. Aber seine Unschuld nutzte ihm wenig, denn nur um der Marter zu entgehen, gab er ein Verbrechen zu. „Wurde er verurteilt?“ fragte ich. „Nein, er war dumm im Lügen und ein Feigling obendrein, aber nichts weiter.“

Vor dem Kriege wurde in Konstantinopel ein Europäer ermordet. Die Hohe Pforte sah ein, daß etwas geschehen müsse, den Mörder zu fassen; doch aus politischen Gründen konnte es nicht der wirkliche Mörder sein. Der Sultan ließ einen zu lebenslänglicher Haft verurteilten Verbrecher kommen. „Mein Sohn“, sagte er, „du hast viel Unrecht getan, und nur meine Gnade hat dich vor dem Tode bewahrt. Lebenslängliche Haft kann deine Verbrechen, für die du in der Hölle zu dulden haben wirst, nicht sühnen. Doch willst du den Mord an dem Europäer eingestehen, so soll dir die Strafe nach dem Tode erlassen sein. Ich, der Herr aller Gläubigen, verspreche dir das Paradies.“ Der Verbrecher ging freudig darauf ein.

Die Rechtsprechung in Abessinien ist sehr sonderbar. Dort gibt es keine Richter und Gerichtshöfe. Ein angesehener Bürger kann den Richter spielen. Klagt dort einer den anderen an, so werden sie erst einmal zusammengebunden, bis der Fall geklärt ist. Für Mord wird oft Sühnegeld gezahlt und angenommen. Wird es aber abgelehnt, so wird der Schuldige der Familie seines Opfers ausgehändigt und von ihr umgebracht, in der gleichen Art, wie der Mord begangen wurde. Ein Schutzmann hält Wache, damit keine Marterungen vorgenommen werden. Nach der Hinrichtung, wenn man es so nennen will, wird gefragt, ob die Sühne nehmende Partei „befriedigt“ ist. Nach Erteilung der Antwort ist der Fall erledigt.

In Abessinien können nie zwei Menschen für ein Verbrechen hingerichtet werden. Sollte es vorkommen, daß man einen Unschuldigen getötet hat, so kann der wirkliche Mörder sich seiner Tat im ganzen Lande laut rühmen, ohne daß ein Gericht ihm etwas antun darf, es sei denn, daß ein anderer ihn umbringt. Der Begriff des Totschlags oder der fahrlässigen Tötung ist in Abessinien unbekannt.

Ein Stallknecht der britischen Gesandtschaft ritt einst durch die Straßen der Hauptstadt, als sein Pferd ausschlug, einen Mann traf und ihn tötete. Man verhaftete den Knecht und verurteilte ihn wegen Mordes, und Englands ganze Macht konnte ihn nicht retten. „Wäre es ihm nur gelungen, auf das Gebiet der Gesandtschaft zurückzukehren, dann hätten wir ihm Herdschutz geben können, aber für den Rest seines Lebens hätte er innerhalb der Umzäunung bleiben müssen.“

Der große Unterschied zwischen westlicher und östlicher Rechtsprechung liegt darin, daß die erstere unpersönlich ist, oder es wenigstens zu sein behauptet, die zweite dagegen rein persönlich. Und trotzdem habe ich gelesen: „Es ist das Persönliche, das am meisten zählt.“

—o—

Der vergeßliche Bandit

Das Verbrechertum Chicagos scheint nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit zu sein. Wenn uns auch kürzlich erst die Meldung erreichte, daß die Banditen vom Ufer des Michigan den Polizeichef eines Chicagoer Vororts selbst erschossen, so kann diese Heldentat die Reihe unverzeihlicher Fehlschläge innerhalb der Unterwelt kreise nicht ausgleichen. Da war vor kurzem ein Landit, der es plötzlich für eine Feigheit hielt, einen friedlichen Bürger mit der Pistole in der Hand auszuplündern, weshalb er sein Schießeisen in die Tasche steckte und sich in einen Boxkampf einließ, der ihm seinen Raub, sondern nur eingeschlagene Zähne brachte. Dann lachte Chicago über den stotternden Einbrecher, der seinem Opfer mündlich begreiflich machen wollte, was er mit ihm beabsichtigte, und so viel Zeit zu seiner Erkl . . . kl . . . klärung brauchte, daß ihn die Polizei am Kragen packte. Gleich danach hatte ein Straßenräuber das Unglück, einen halb tauben Herrn anzufallen, der seine freundlich gestellte Aufforderung zur Herausgabe seiner Wertsachen nicht verstand. Der arme Bandit mußte so laut schreien, um sich dem Ueberfallenen verständlich zu machen, daß er die gummibesetzte Polizei nicht nahen hörte und ebenfalls erwischt wurde. Nun tritt zu diesen Unglücksbanditen noch Daniel Falco, der Straßenräuber, der seine Pistole vergaß. Eines schönen Abends spazierte Freund Falco die Madisonstraße hinunter und sah einen Mann, der eine gute Beute zu liefern versprach. „Hände hoch!“ schrie Daniel gewohnheitsmäßig und griff in die Tasche, um sein Schießeisen zu zücken. Das war nicht zu finden. In den Hosentaschen war die Pistole nicht, die Westentaschen gähnten in erschreckender Leere, und in der linken Jackentasche fand sich nur die Shagpfeife, mit der aber nur die Detektive in den Filmen ein Schießeisen vorzutäuschen verstehen. Das Opfer sah den Gebaren Falcos höchst interessiert zu. „Sie haben wohl Ihr Schießeisen vergessen?“ Daniel suchte noch immer. Schließlich sagte er kleinlaut: „Scheint so.“ Mehr wollte das „Opfer“ nicht wissen. Ein mächtiger Schwinger traf des armen Daniel Kinn und leate den vergeßlichen Banditen behufs weiterer Behandlung durch die Polizei auf das Straßenpflaster.

—o—

Abgeführt

Im Siebenjährigen Kriege hatte der preußische Adel stark geblutet. Die Offizierstellen bei den Regimentern konnten nicht mehr durchweg mit Edelleuten besetzt werden. Bürgerliche Offiziere zu adeln, trug Friedrich der Große oft Bedenken, weil er fürchtete, sie könnten sich hinterher nicht immer adlig betragen. Auch war es eine Schwäche von ihm, bei Musterungen an dem Adel des oder jenen Offiziers zu zweifeln. So fragte er einst einen Junker, dessen Schneid ihm aufgefallen war, nach seinem Namen und setzte, als er ihn hörte, hinzu: „Er ist kein Edelmann.“ Aber der Junker ließ sich nicht verblüffen, sondern bediente ihn mit der Antwort: „Majestät, schon Kaiser Rudolf der Zweite hat zehn Mark lötigen Goldes Strafe dem angedroht, der meinen Adel bezweifeln sollte!“ — „Ei, ei, gehorsamer Diener!“ erwiderte lachend der König, „ich habe nicht so viel Geld bei mir,“ und ritt eilends weiter.

Verantwortlich H. Steinmetzmann, Altena. Druck und Verlag: B. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 1 Donnerstag, 3. Januar 1929

Jagdhaus Rominten

Von Franz Adam Beyerlein.

Jagdhaus Rominten wurde in der Vorkriegszeit oft genannt. Regelmäßig kehrte der Kaiser nach den Manövern dort zur Hirschjagd ein und suchte in der Stille der Heide vor dem langen, lauten Winter eine letzte Erholung für Geist und Körper. Das Jagdhaus ist seine eigenste Schöpfung. Während ihm in Berlin und Potsdam die Umgebung durch Geschichte und Tradition geformt waren, schuf er sich dort oben an der Nordostgrenze des Reiches selbst die Räume, in denen er — als Jäger natürlich — leben und es sich behagen lassen wollte.

Das Jagdhaus liegt fast genau inmitten der 100 000 Morgen großen Heide und außerordentlich schön. Von der breiten Kuppe eines Hügels schaut es auf das Wiesental der Rominte hinab und darüber hinweg auf die sanft ansteigenden bewaldeten Hänge des anderen Ufers. Rings breitet sich ein wohlgehaltener Park aus, der einst fast unmerklich in den Forst überging. Das Haus ist durchweg aus Holz in norwegischem Blockhausstil erbaut. Ursprünglich war es halb so groß wie jetzt; um Raum für die Kaiserin zu schaffen, ist es späterhin verdoppelt und mit dem Urbau durch eine Gangbrücke verbunden worden. Durch diese Vergrößerung sind breitere, gewissermaßen monumentale Ansprüche entstanden, die sich von einer Holzarchitektur kaum mehr erfüllen lassen. Der anfänglich kleinere Bau, obwohl auch er unter der Unruhe allzu vieler Veranden, Balkone und drachengeköpfter Giebel leidet, war sicherlich schöner und echter.

Geht es außen vor der Tür noch ein wenig unruhig her, so ist es innen, auf den Fluren und in den Zimmern, desto einfacher und schlichter. Der warme rote Ton des Holzes beherrscht alles. Die behaglichen Möbel sind gut dazu abgestimmt. Vielleicht entbehrte dereinst mancher auf die Dauer die Polsterung der Sitzgelegenheiten, aber dafür war er ja in einem Jagdhaus. Allenthalben geht es sehr eng her. Der Flügeladjutant z. B. hatte etwa den Raum einer Schiffskammer für sich. Schreibtisch, Waschtisch, Schrank und Bett sind kunstvoll gegeneinander abgeschachtelt, so daß sich der Bewohner eben noch durchwinden kann. Auch der Großadmiral von Tirpitz verfügte über nicht viel mehr Platz, und die Hofdame drüben auf dem Flügel der Kaiserin hatte allenfalls nur einen größeren Spiegel.

Das Wohnzimmer des Kaisers hat den schönsten Blick. Wer mit der Heide nicht zufrieden ist, mag sich an einen Wiesenhang im Harz oder im Thüringer Wald versetzt fühlen. Für den Hausherrn ist der Raum reichlicher bemessen als für die Gäste, aber es bleibt auch nur bei einer kleinen Stube. In einer gemütlichen Plauderecke sind an den Wänden farbig getönte Kreidezeichnungen nordischer Gotthelten aufgereiht. Nach Norden flog ja stets die Sehnsucht des Kaisers. Gegenüber hängt unvermittelt eine Photographie des Bruders der Kaiserin, über dem Schreibtisch ein Jagdstück, ein schreiender Hirsch. Ungekünstelt und anspruchslos ist dies alles, ein wenig wahllos nebeneinander vielleicht, dabei aber menschlich warm und verständlich.

Geweihe prangen, wie das in einem Jagdhaus nicht anders zu erwarten ist, überall an den Wänden. Leider sind es Nachbildungen. Nur die Geweihe zweier verhämpfter Hirsche sind echt. Die Originale der übrigen jagdlichen Trophäen befinden sich in Potsdam. Es heißt, sie hätten im Jahre 1914 eilends vor dem Jagdneid eines Großfürsten in Sicherheit gebracht werden müssen.

In geringer Entfernung vom Jagdhaus ist gleichfalls ganz aus Holz die Hubertuskapelle im Stil einer nordischen Stabkirche erbaut. Sie gleicht äußerlich der Kirche Wang, die Friedrich Wilhelm der Vierte aus Norwegen ins Riesengebirge verpflanzte. Der Eindruck des Innern ist rein und schön. Die schlanken, hoch strebenden Kiefernstämme schließen eine echte und rechte Waldkirche ein. Alle vierzehn Tage findet noch jetzt auf Kosten des Kaisers Gottesdienst durch den Pfarrer von Dubeningken statt.

Jagdhaus Rominten war von Anbeginn Privateigentum Kaiser Wilhelms und gehört ihm noch heutigen Tages. Ein eisgrauer pensionierter Förster hat es unter seiner Obhut und verkauft die Einlaßkarten zur Besichtigung. Seine Stube riecht prachtvoll nach Knaster. Er sagt: „Ja, die alten Zeiten waren schöner“, aber er lehnt es fest und ruhig ab, aus den Kaisertagen zu erzählen. Dann erscheint eine derbe, echt ostpreußische Marjell, streift Schuhe über die bloßen Füße, schließt das Jagdhaus drüben auf, zeigt die Zimmer und schnurrt dazu ihr eingelerntes Sprüchlein ab.

Nachdenklich hört man zu.

Die Rominter Heide hat seltsame Schicksale erlebt. Prinz Friedrich Carl entdeckte sie sozusagen als Jagdgebiet. Nach seinem Tode ver belegten sie einige jagdbegeisterte preußische Minister ganz heimlich mit Beschlag und suchten sie vor allem dem jungen Kaiser zu vergraulen, weil sie ihm die starken Hirsche nicht gönnten, sondern sie lieber selber schossen. Der Kaiser jedoch, dem Graf Dohna die Wahrheit über den herrlichen Wildbestand gezeigt hatte, baute sich das Jagdhaus und genoß von ihm aus ein Vierteljahrhundert lang die Freuden des edlen Waidwerks. Darauf brauste der Krieg über die Heide hin. Die Gräber an den Wegen zeugen noch von ihm; die einfachen Kreuze sind für die deutschen, die mit dem schiefen Andreasbalken für die meist unbekannten russischen Soldaten. Nach dem Kriege kam der Zusammenbruch. Jetzt jagen wieder preußische Minister in der Heide. Um das verwaiste Jagdhaus indessen gehen sie in weitem Bogen herum! Weltgeschichte im Winkel!

Die stille Schönheit der Heide ist die gleiche wie vor Jahrzehnten, und auch die Hirsche schreien noch wie vor Urzeiten in den nebligen Herbstnächten.

—o—

Schneeröckchen

Von Wilhelm Hochgreve.

Novemberstürme harfen wilde Lieder im kahlen Geäst. Bunte Blätter wirbeln von Riesenfaust empor geschleudert in der nebelfeuchten Luft. Jeden Tag muß der Winter kommen. Eis starrt fast jeden Morgen auf den Regenpfützen in den Löchern und Wagenspuren. Rotkittel und seine Sippe sind schon fertig im Winterhaar, und Grimbarts haben schon längst tüchtig Moos eingekarrt. Gar nicht zu reden von Aschenputtel, dem Siebenschläfer, der sich schon vor vier Wochen speckfett im warmen Moder der Eichenhöhle zusammen gerollt hat, um seinem Namen Ehre zu machen. Das Großwiesel im Geröll des Steinbruchs hats so zilig zwar nicht, aber Zeit ist es schon, daß es ebenfalls an den Winter denkt und sich zum Hermelin umfärbt. Bald hüpft es im scheckigen Uebergangskleide aus seinem mit den Flaumfedern einer gemeuchelten Fasanenhenne ausgepolsterten Bau über den Schotter des verwilderten Steinbruchs, um in dem Schutzgehölz und an den Gräben auf die Jagd zu gehen. Schneewolken hängen geballt tief vom Himmel herab, aber am Morgen sind nur die glatten Wege und die Steinplatten im Bruche überpudert. Das Großwiesel wird zum Hermelin, bevor das Land weiß wird. Und Schneeröckchen sieht sich wieder nach seinem rotbraunen Sommerkleide, in dem es auf grauem Gestein, im gilbenden Grase, auf gelber Stoppel und in lehmfarbenen Schollen weit weniger allen seinen Beutetieren wie auch seinen Feinden auffiel als jetzt. Wie ein Blatt weißes Papier, das der Wind über den Boden treibt, schreckt es im Springen Vögel und Kleinwild, daß es ihm schwerer als vordem wird, seine Mäuselspeisekarte so abwechslungsreich zu gestalten. Es muß in seinem Verrätergewande andere Jagdweisen anwenden, um zu seinem Recht zu kommen. So geht es mehr als sonst auch nachts auf Raub, um schlafende Beutestücke zu beschleichen, die ihm die feine Nase verrät. Aber nachts sind wieder seine Feinde im Gange, die trotz seines Moschusgestankes Gefallen an ihm finden, Rotkittel, der Fuchs, Samtkohle, der Marder, und Nadelkralle, der Waldkauz. Ganz übel ist auch Baldrian, ein schwarzer Kater aus dem Dorfe, der Mäuse und Wiesel ohne Unterschied reißt. So hält's Schneeröckchen, häufig von diesen geschmacklosen Nachtbummlern gerade seines weißen Gewandes wegen in Todesgefahr gebracht, doch bald wieder mehr mit dem Rauben am Tage und unter der Erde. Wie eine Schlange windet es sich durch Furchen, Wagenspuren und Unkrautstreifen an die Mauslöcher, taucht in sie hinein mit seinem aalglatten, jeder Biegung und Enge nachgebenden Leibe und bringt mit seinen nadelspitzen Fangzähnen den Tod. So schlägt es sich durch die grauen und braunen Tage durch, bis eines Morgens der richtige weiße Winter eingezogen ist. Und da ist es mit seinem Schneebalge in seinem Element. Hei, wie es jetzt wieder hüpfen und springen kann! Ist doch alles weiß ringsumher, so weiß wie es selbst. Denn den feinen Dotterbauch im Haar seines Unterleibes kriegt ja kein Wiesel zu sehen, und die hübsche schwarze Rutenquaste ist zu klein, um es zu verraten. Hoppla, wie es über die Gräben setzt und über die Furchen tänzelt! Weiß auf weiß, das paßt gerade.

Höher wird der Schnee. Jeden Tag wirbeln die Flocken wie Kirschblütenblätter im April. Mit der Mäusejagd, seiner lustigsten Raubweise, ist es für Schneeröckchen ungefähr aus, seit die Sonne einmal für Stunden das Gewölk zerriß, den Schnee erweichte und darauf der Frost eisig über die Felder hauchte. Aber solch Wetter gibt mattes Kleinwild, und so muß manches Rebhuhn in der Ackerhecke unter Schneeröckchens Halsbiß verbluten, und mehrmals reitet das Tollkreuze ein Kaninchen zu Tode, hinter den Löffeln verbissen, und selbst ein Hase von sieben oder acht Pfund Gewicht verendet klagend unter dem mörderischen Saugfang seines verwegenen Reiters. Der leckt nur seinen warmen Schweiß und fängt sichdann noch vom Pferdemist auf der Landstraße eine Haubenlerche, um deren Hirn zu fressen.

Immer wilder wird der Räuber in seiner weißen Tarnkappe. Zwei Tage haben ihm nur eine beim Anflug gegen Ueberlanddrähte getötete Grauammer eingebracht, sonst war bei dem den Neuschneebehang von den Büchen und Bäumen pustenden und Schneewehen auftwerfenden eisharten Nordost keine Beute zu machen. Da zwickt es unbändiger Hunger auf rauchendes Blut. Die Feldhühche aber sind vogel- und wildleer, der Frostwind aus Nordost hat sie ausgefegt. Heißhunger treibt Schneeröckchen in den Wald. Hin und her geht sein Suchen, aber auch der Wald ist in seinen nach Nordost offenen Teilen wie ausgestorben. Endlich aber auf der windgeschützten Südwestseite gelangt es auf Fährten mit frischester Witterung, und roter Schweiß färbt jetzt gar den Wechsel. Es weiß, daß es gegen Rehe nicht viel auszurichten vermag, aber der Heißhunger und

der Schweißgeruch machen es sinnlos verwegen. Entweder — oder. In langen Sätzen ist es an den Betten der Rehe, sichert und fliegt wie ein Schneeball dem einen der Kitze an die Drossel. Das schnellt hoch, taumelt im ersten Schrecken einen Kreis und rast dann klagend davon. Ja, wenn die Mutter noch lebte, die von Auszügern mit der Schrotflinte auf einer Treibjagd gemeuchelt wurde; sie würde dem weißen Räuber mit einem einzigen Hieb der harten Schalen am sehnigen Laufe seinen Uebermut schon austreiben. Durch Mark und Bein dringt das Klagen des Kitzes, das jetzt mit seinem Retter durch lichten Hochwald flüchtet. Das Falkenauge des jungen Försters erfaßt schon auf weite Entfernung die Lage. Mit langen Schritten ist er heran, und donnernd dringt ein schneller Schrotschuß das Klagen des Kitzes zum Schweigen. Neben dem Reh liegt Schneeröschen. Ein Schrotkorn nur traf es, aber das ging ins Leben. Eine rote Perle nach der andern rollt über den schwanenweißen Balg in den Schnee, und auch aus seinem Fange quillen Schweißtropfen. Aber rot war der schon vor dem Schuß. Das infolge seiner Mutterlosigkeit kümmernde und dazu schalenwunde Kitz hätte die saugenden Bisse des Hermelins nicht lange ausgehalten. So war ihm der Schuß, der seinem Mörder galt, eine Erlösung.

Während das Kitz aufgebrochen am Buchenzacken hängend ausschweißt und auskühlt, loßt der junge Jäger den Schlangenleib seiner weißen Beute durch die Finger gleiten. Seine blauen Augen lachen. Er hat einen Wildmörder erwischt und den letzten Balg erbeutet, der ihm noch am Halskragen für die Braut zu Weihnachten fehlt. Wenn das brauttolle Mädchen den aus sechzehn Hermelinbälgen angefertigten Prachtkragen um den schönen Hals wirft, dann wird keiner seiner lebensfrohen Blicke danach fragen, wieviel Blut, Vogelhirn und Mitschweiß es kostete, diese sechzehn Schneebälge voll und glänzend werden zu lassen.

Die schöne Syrerin

Eine Braut, die nicht geküßt werden will. — Die Heirat als Mittel zur Einwanderungserlaubnis.

Von John C. Waters-Chicago.

Nach zwanzigjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten verspürte Joseph Saschaty, ein Syrer, eine unüberwindliche Sehnsucht nach einer Frau aus seinem Volke, die alle Vorzüge der Syrerin: Schönheit, Temperament, Liebenswürdigkeit und Treue, in sich vereinigen sollte. Doch diese Idealgestalt einer Hausfrau war nur in Syrien selbst zu finden, und dorthin zu reisen, verbot dem vielbeschäftigten Joseph seine beschränkte Zeit.

Da half ihm eine Landsmännin gesetzteren Alters aus der Not. Ihr gestand der biedere Joseph seine Verlegenheit. Frau Freg tat sehr uninteressiert, doch einige Wochen später erfreute sie den guten Joseph mit der Mitteilung, sie habe die richtige Frau für ihn gefunden. Das liebenswürdige Mädchen heiße Marie Tutundji, und sie könne für dessen Charakter einstehen, denn sie, Frau Freg, sei die eigene Tante dieses Kleinods.

Joseph Saschaty war glücklich. Die Bilder, die ihm die Tante zeigte, gefielen ihm außerordentlich. Er bat die würdige Dame, ihre Nichte nach Amerika kommen zu lassen, damit sich die zukünftigen Gatten kennen lernen könnten. Damit war aber die Tante nicht einverstanden: „Marie ist ein unschuldiges Mädchen, das die Tücken der Welt nicht kennt, und eine Schönheit. Denken Sie nur, wenn einer dieser ausgekochten amerikanischen Millionäre Ihre Braut sieht und um sie wirbt. Ich glaube nicht, daß der liebe Engel zwischen Ihrem guten Herzen und den Millionen des anderen die richtige Wahl treffen würde. Nein, ich lasse sie nach Kuba kommen, und dort können Sie beide sich kennen lernen." Herr Saschaty war mit dem Vorschlag der klugen Tante einverstanden. Natürlich bereitete es ihm eine Freude, die Ueberfahrt seiner unbekannten Braut bezahlen zu dürfen.

In Kuba lernten sich beide programmäßig kennen. Der gute Joseph war selig: Er umwarb das syrische Kleinod mit rührender Zartheit. Der Erfolg blieb nicht aus: Nach drei Tagen konnte die hilfsbereite Tante dem glücklichen Joseph das Jawort ihrer Nichte bringen. Gleichzeitig äußerte sie, es wäre besser, die Zwilehe in Kuba zu schließen, damit sich nicht letzten Endes doch noch ein Millionär zwischen die Liebenden schöbe. Joseph der Verliebte war natürlich einverstanden. So wurde Marie vor dem Gesetz Frau Saschaty.

Joseph glaubte jetzt auch ohne die Unterstützung der lieben Tante glücklich sein zu können und machte deshalb seiner jungen Frau den Vorschlag, die alte Dame mit vielen Segenswünschen nach Hause zu schicken und selbst die Hochzeitsreise anzutreten. Doch Joseph kannte seine Frau noch nicht. „Was", fragte sie entsetzt, „eine Hochzeitsreise, bevor uns der Pope in Newyork getraut hat? Wie kannst du nur an derartiges denken!" Herr Saschaty sendete seine Eheliebste in ihrer Erregung doppelt schön und wurde zu Wachs in ihren und in der Tante Händen. Er sollte nach Newyork vorausfahren, die Einreiseerlaubnis für seine Frau besorgen und den beiden Frauen Geld zurücklassen, damit sie vorläufig in Kuba leben könnten. Joseph der Gehorsame fuhr nach Newyork.

Der Aufenthalt in Kuba zog sich merkwürdig in die Länge, und die Geldsendungen dorthin häuften sich. Doch endlich durfte Joseph seine Frau am Bahnhof erwarten. Die Begrüßung war von seiner Seite aus sehr herzlich, und Joseph begehrte von seiner Frau einen Kuß auf den Mund. Doch Marie wollte nichts davon wissen und wehrte ihn energisch ab. Daß bei dieser Gelegenheit zufällig ein Handkoffer hinter Joseph stand und ihn schwer zu Fall brachte, war nicht Maries Schuld. Doch das dröhnende Lachen der Zuschauer ärgerte den abgewiesenen Gatten einigermaßen. Sein Gesicht hellte sich erst auf, als ihm seine Frau einen züchtigen Kuß auf die Stirne gestattete und versprach, nach der Trauung durch den Popen sollte auch einem Kuß auf den Mund nichts mehr im Wege stehen.

Der besänftigte Joseph wollte deshalb die nötigen Schritte zur Trauung in der griechischen Kirche unternehmen. Doch zu seinem Leidwesen erfuhr er aus dem Munde der klugen Tante, daß die Zeremonie noch nicht erfolgen könne, weil noch eine Reihe unbedingt notwendiger Einkäufe gemacht werden müßten.

Nach Wochen war Josephs Bankkonto bedenklich zusammen geschmolzen; doch die Frauen waren der Ansicht, daß immer noch das eine oder andere zur standesgemäßen Aussteuer fehlte. Jetzt wurde selbst Joseph der Langmütige verdrießlich. Da führte ihn der Zufall mit Bekannten von Frau Freg, der hilfsbereiten Tante, zusammen, und über dem, was er jetzt hörte, riß sogar ihm die Lammsgeduld: „Ihre Frau hat Sie nur geheiratet, um nach Amerika kommen zu können. An eine richtige Ehe denkt sie gar nicht. Die hat einen Millionär im Kopf."

Joseph der Enttäuschte ging zum Kadi. Der Richter trennte die Ehe, weil er sich davon überzeugen mußte, daß Marie ihren Joseph nur geheiratet hatte, um nach Amerika einwandern zu können. Marie, jetzt wieder Fräulein Tutundji, lächelte. Sie hatte erreicht, was sie wollte: sie war in Amerika. Daß sie ihren freundlichen Ernährer verlor, war an sich bedauerlich, doch sicher würde nur kurze Zeit vergehen, bis sie die Bekanntschaft eines dieser begehrten amerikanischen Millionäre machen und kraft ihrer Schönheit seine Frau werden würde.

Da kam die große Enttäuschung. Die unhöflichen Einwanderungsbehörden interessierten sich für das syrische Fräulein, dem sie unter falschen Voraussetzungen die Tore zum Gelobten Land geöffnet hatten, und eines schönen Tages verfrachteten sie die weinende Schöne auf den nächsten nach dem Mittelmeer bestimmten Dampfer. Amerika, der ersehnte Millionär mit dem Landhaus auf Long Island, die Motorjacht, die Luxuslimousine und alle anderen erträumten Seligkeiten tauchten mit den letzten Spitzen der Wolkenkratzer im Ozean unter.

Die Frau mit den acht Männern

Von Hannah Asch.

In den „Blauen Bergen", den Nilgri Hills" Südindiens, da, wo im Dickicht der Urwälder Tiger und Panther lauern und die wilden Elefanten sich in glücklicher Freiheit tummeln, lebt am Rande des Dschungels ganz für sich noch der Stamm der Todas. Ein kleines Häuflein ist nur geblieben, fünfhundert vielleicht, edle, schöne Gestalten, letzte Angehörige eines Stammes von Urbewohnern, der bald dem Untergang geweiht sein wird.

Die Todas sind ein stolzes Geschlecht; kein Volksstamm Indiens ist ihnen gut genug, um sich mit seinem Blute zu vermischen. Todas heiraten stets nur Stammesgenossen.

Merkwürdigerweise wurden trotz oder infolge dieser Inzucht stets mehr Kinder männlichen als weiblichen Geschlechts geboren. Der Mangel an Toda-Frauen führte zur Polyandrie, und diese Vielmännerei besteht heutigen Tages noch. Eine Frau hat gewöhnlich drei bis vier, oft acht Männer; vielfach teilen sich auch mehrere Brüder in eine Frau.

In den Blauen Bergen haben die Todas ihre „munds", ihre Siedlungen, die meist sehr klein sind und nur aus vier bis fünf Hütten und der Tempelhütte bestehen. Die Häuschen sind oval aus gebogenen Zweigen und mit Palmblättern gedeckt. Sie haben ein weit überstehendes Dach. Der Eingang ist nicht viel größer als das Flugloch zu einem Hühnerstall. Auf allen Vieren muß man hineinkriechen, und es ist erstaunlich, wie die ziemlich großen, stattlichen Gestalten sich da hinein zwängen können. Sauber und nett sieht es in den Hütten aus: es gibt dort eine erhöhte Lagerstatt zum Schlafen und eine Vertiefung im Boden, die den Herd ersetzt. Blanke Messinggefäße und selbstverfertigte Matten geben dem fensterlosen Raum etwas Behagliches, fast Kultiviertes.

Die Todas sind von dunkelbrauner Hautfarbe; sie tragen weder Turban noch Mütze, ihre üppigen, welligen Haare hängen lose herab. Um ihren Körper haben sie in malerischem Faltenwurf eine selbstgewebte Decke geschlagen. In ihrer Erscheinung erinnern sie an die nordamerikanischen Indianertypen.

Im Todaheim herrscht glücklichstes Familienleben. Nur einer der Ehemänner bleibt jeweils zu Hause bei der Frau und den Kindern. Alle anderen Ehemänner ziehen mit den halbwilden Büffelherden, die sie halten, weit fort, wo sie gute Weide finden. Schwierigkeiten dadurch, daß eine Ehefrau sich durch Vorzüge eines ihrer Männer zu besonderen Gunstbezeigungen hinreißen lassen könnte, entstehen niemals. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß die Männer sich in ganz regelmäßigem Turnus abwechseln, um ihren Anteil an der ehelichen Gemeinschaft zu genießen und den Beschützer der Frau zu spielen.

Das Sonderbarste bei den Todas ist ihr religiöser Kult. Der Büffel ist ihnen heilig wie den Hindus die Kuh. Diese Toda-Büffel sind furchtbar anzusehen. Lange, zottige, braune Haare und gewaltige, zackige Hörner geben ihnen etwas beängstigend Wildes. Sich in ihre Nähe zu wagen, ist für alle, die nicht zu dem Toda-Mund gehören, lebensgefährlich. Die Büffel stürzen sich auf jede fremde Erscheinung und spießen sie erbarmungslos auf ihre Hörner. Kein Fremder würde mit ihnen fertig werden, während der kleinste Todaknirps eine ganze Herde dieser wilden Büffel zusammen treiben kann.

Der Tempel der Todas, der in erster Linie der heiligen Milchwirtschaft geweiht ist, unterscheidet sich lediglich dadurch von den anderen Hütten, daß er abseits liegt. Er darf nur von dem heiligen, unantastbaren Priester des „munds" betreten werden. Der Priester vollzieht auch die religiöse Zeremonie des Melkens der Büffelkühe höchstselbst und bringt die Milch sofort in den Tempel, wo sie nach bestimmten Grundsätzen behandelt und eingesegnet wird. Sie muß einen Tag im Tempel bleiben, ehe sie für die Ernährung freigegeben werden darf.

Eigenartig sind auch die Gebräuche beim Tode eines Stammesgenossen. Stirbt ein Toda, dann muß er zwei Tage an der Stelle liegen bleiben, wo er den letzten Atem ausgehaucht hat. Die Frauen wachen bei dem Toten, bestreuen ihn mit Salz und stechen ihn mit Nadeln. Ist er außerhalb gestorben, dann darf die Leiche erst nach drei Tagen ins Dorf gebracht werden. Zu Ehren des Toten wird ein Büffelopfer veranstaltet, eine furchtbare, grausame Zeremonie. Das rohe, noch warme Fleisch des getöteten Büffels muß mit der Leiche in Berührung kommen und das Blut über den Toten rinnen. Erst dann darf er verbrannt werden. Nach einem Jahr finden die Beisetzungsfeierlichkeiten der Asche statt, wobei große religiöse Feste gefeiert und weitere Büffel geopfert werden.

Die Todas führen noch ein paradiesisches Leben; Verbrechen gibt es kaum unter ihnen. Sie sind ziemlich träge und verrichten keine schwere Arbeit. Die Frauen weben Kaddhar für die eigene Bekleidung und verstehen es, sehr geschickt eine rote Kante hinein zu sticken, so fein und exakt, als wäre sie mit der Maschine eingewebt. Sie sorgen für die Mahlzeiten, erziehen die Kinder und spielen mit ihnen.

Bringt es einmal der Zufall mitsich, daß von den Ehemännern einer Frau zwei zu gleicher Zeit im Dorfe anwesend sind, dann begibt sich stets nur einer von ihnen mit der Frau in die Hütte. Er stellt dann einen selbstgeschnitzten Hirtenstab vor die Tür. Das ist das Zeichen „Besetzt!" —

Ein Toda war, was selten vorkommt, für längere Zeit in einer kleinen Stadt entfernt von den „Blauen Bergen". Eines Tages kam er zu einem europäischen Bekannten, um sich zu verabschieden. „Ich muß nach Hause," sagte er, „zu Familienfeierlichkeiten, denn meine Frau hat einen Sohn bekommen." Der Europäer fragte erstaunt: „Deine Frau hat einen Sohn bekommen? Du lebst doch aber schon längere Zeit hier?" — „Ja," erwiderte der glückliche „Vater" lächelnd, „aber mein Bruder ist doch bei ihr."

Meah she'arim

Von M. Y. Ben-Gavriel-Jerusalem.

Die meisten Menschen sind der festen Meinung, daß Jerusalem eine Stadt sei, ja, es gibt sogar in Palästina Menschen, die davon überzeugt sind. Wer aber einmal „Die Heilige", „die Mitte der Welt", betreten hat, weiß sofort, daß Jerusalem nicht eine, sondern eine Ansammlung von Städten ist. Es gibt hier eine arabische Stadt, ein paar westjüdische, eine armenische, eine bucharische, mehrere jemenische, eine marokkanische, spanjolische und vielleicht noch zehn oder zwanzig andere Quartiere, die einander so fremd, so vollkommen verschieden von einander sind, daß man glauben könnte, eine Unmenge von Ländern aus aller Welt habe hierher je eine Stadt beordert.

Unter allen diesen Jerusalemstädten ist eine der interessantesten das außerhalb der Mauer liegende Viertel Meah she'arim, das aber durchaus nicht, wie der Name behauptet, hundert, sondern nur fünf Tore besitzt. Dieses Meah she'arim, das auch sonst mit dem hunderttorigen Theben wenig Gemeinsamkeiten besitzt, ist eine merkwürdige Kreuzung aus arabisch-jüdischer Geste, russischer Pelzmütze und einem englischen Polizeisoldaten, der in dieser ihm stets unverständlichen Umgebung mit derselben Fassungslosigkeit an seiner Zigarette saugt, wie etwa ein tibetanischer Lamapriester es auf der Münchner Oktoberfestwiese tun würde.

Umgibt dich mit jäher Plötzlichkeit jener aus dem Norden der Welt eingeführte Duft des Orients, den man gemeinhin als den Duft von Salzheringen, die nicht von gestern sind, schauerlich gemein zwar aber treffend bezeichnet, dann, o Fremdling, bist du in Meah she'arim. Du weißt in jener orientalischen Kleinstadt, deren Häuser ebenso unromantischen sind wie die aller Teile der Neustadt, deren Mitte aber ein Bazar einnimmt, der es wahrlich lohnt, daß man ein paar Zeilen um ihn verliert.

Ein unentwirrbares Gemisch von Menschen in allen Farben der Welt. Als wäre es der Zentraltreffpunkt der Erde. Ein amerikanisch verkleideter Zahntechniker streitet mit einem schwarzbebarteten Gentleman aus Ninive (sich schwöre, daß es das nicht nur in Geschichtsbüchern, sondern auch — ein wenig reduziert — in Wirklichkeit gibt). Zwei Weiber, auf hundert Schritte an ihren langen weißen Tüchern als christliche Bethlehemitinnen erkennbar, untersuchen nicht viel weniger als eine halbe Stunde ein Stück Leber und ein Kuheuter auf dem Tisch eines chassidischen Fleischers, um schließlich einen halben Gurusch mehr als die drei kurdischen Jüdinnen zu bieten, die durch ihre Turbane nicht weniger auffallen, während nebenan drei arabische Fellachinnen mit Tomaten, einer lebenden Taube, Eierfrüchten und flachen Broten, die kurzer Hand auf dem sogenannten Trottoir ausgelegt sind, sowie mit Pfefferminzkraut und ein paar Rettichen ihr Glück versuchen, indem sie unablässig singen: „O, du mein Liebling, hier bekommst du fast geschenkt, was deine Seele sucht." Meine Seele aber sucht augenblicklich keinen Rettich: du wendest dich weiter. Berge von Melonen, Tomaten, übermenschlich großen Datteln türmen sich auf. Mitten drinnen liest ein sefardischer Hacham, an seinem schwarzen Festuch als solcher erkennbar, unbekümmert die Psalmen. Ein rasender Kaffeekoch, der tassenklappernd über Katzen springt und die volle Tasse beinahe hinwirft, ohne einen Tropfen zu verschütten, und das Geld der Einsachheit halber in den Mund steckt, um es gelegentlich in den Gürtel zu stopfen. Bettler, wie für photographierende Touristen hier versammelt, und wieder gellende europäische Rufe eines arabischen Verkäufers. Misstimmiges Geschrei von Hühnern. Hier ist Gelegenheit, abenteuerliche Dinge zu erleben. Sinnungslos kauft du ein Huhn und willst das erwählte von der Waage heben, doch — was ist die Schnelligkeit des Gedankens? — schon fliegen drei, vier, sechs blutgeschmückte Weiber, wie Megären von Meah she'arim, auf das arme Tier zu. Wer es zuerst erfaßt, schwenkt es triumphierend über den tuchbedeckten und dennoch wildsträhnigen Kopf und heult die ein aus den Grenzgebieten von Hebräisch und diese erfreulichen Nächte der Unruhe leistet, einem unbekannten Indianerdialekt stammenden „Bam hadoh?" entgegen. Deine Ratlosigkeit wird als Bejahung gedeutet; die Siegerin verschwindet mit deinem Huhn im dichtesten Gewühl, um dann schnell wieder zuzurauchen. Leblos, mit geöffnetem Hals liegt das Federvieh in ihrem Schoß; die Federn fliegen nach allen Seiten, schwirren mit dem Wind über Salat, Marmelade, Salzheringe und Halwah durch die Straßen Meah she'arims. Die Siegerin schwingt ihr Messer; ehe du es noch begreifst, hat sie den einst stolzen Hahn geöffnet — nicht vom Bauch, sondern merkwürdigerweise vom Rücken aus — und zählt dir zwei Hühnerbeine, eine Leber, einen Magen und ein Herz in die Hand. Ehrlich währt am längsten und kostet alles in allem nur einen Gurusch abzüglich des tragischen Helden, des Huhnes, natürlich).

Plötzlich versperrt eine Ziegenherde den Weg; schwarze Ziegen, meckernd und auch auf andere Weise sich bemerkbar machend. Du bist umzingelt und bleibst es, bis fünf Meiber, die hier gelauert haben, ihr Milchgeschäft abgeschlossen haben, das heißt, bis der Hirte die Milch, frisch vom Euter, genau im Maß, in die Töpfe hinein gemolken hat. Schließlich spritzt er sich, einem langgefaßten Beschluß nachgebend, noch einen herzhaften Schluck in den eigenen Mund, frisch vom Euter, und das wandernde Milchmagazin zieht weiter . . . Zwei, drei Schritte machst du durch das dichte Menschengewühl, (das stellenweise wie ein plötzlich lebendig gewordener mittelalterlicher Holzschnitt aussieht), und du siehst in einer beschatteten Ecke, am Ausgang einer kleinen Gasse, eine Versammlung von romantischen Gestalten, die im Kreis herumhocken. Was geschieht dort? Ehrwürdige Gestalten, hauptsächlich mit einem Bart bekleidet, ziehen aus Güteltüchern und ehemaligen Hemden, auch unter aller Art von Kopfbedeckungen, Zuckermürfel hervor, zählen sie mit zitternden Fingern, immer wieder, dann aber schiebt sich der Menschenstrom, der nichts übrig hat für neugierige Fremde, vor das spukhafte Zauberspiel. Später erfährst du, daß dort die Bettler von Jerusalem, denen man statt Geld meist ein Stückchen Zucker gibt, zusammenkommen und den englischen und tschechischen Zuckerfaktoreien erfolgreich Konkurrenz machen. Kein Bettler der Welt kann, ohne sich zu überessen, soviel Zucker zu sich nehmen, wie er in einer Woche zusammen zu betteln gezwungen ist. Warum also soll ein spekulativer Menschenfreund diesen Zucker nicht aufkaufen, zum Weiterverkauf an gewöhnliche Sterbliche, die für Zucker den regulären Preis zu zahlen gewillt sind?

So, und nun, verehrtester Freund, bist du an der Grenze Meah she'arims angekommen. Noch liegen dir alle die tausend Rufe in den Ohren, noch flimmern die tausend Bilder in buntem Wirbel vor deinen Augen und noch schnupperst du an den tausend in einem Salzheringgeruch zusammenströmenden Düften — aber dies alles, was du gehört, gesehen und gerochen hast in ein halbwegs akzeptables System zu bringen, wird dir ebenso wenig gelingen wie einem andern im fünftorigen Quartier Hundert Tore. Denn, o mein fremder Freund, dies ist das Geheimnis des Ostens: alles kommt, wie es kommen muß, und alles geschieht, wie es geschehen muß, ohne System, ohne Anfang und ohne Ende, heute wie morgen.

Was der englische Tommy, der hier die Mandatsmacht repräsentiert, über diese Frage denkt, weiß niemand. In Khaki, Tropenhelm und Goldflak steht er zwischen den Droschken, Kamelen, Geldwechslern, Juden und Fellachen, beziehungslos, das einzige Ergebnis eines Systems im wahrhaft Systemlosen.

Ich glaube, er denkt gar nichts.

Denn würde ein englischer Polizeisoldat in Meah she'arim zu denken beginnen, dann könnte es sich höchstens um die Frage handeln, wann die Ablösung kommt.

Gedankenlos zündet er sich eine neue Zigarette an, deren Duft sich mit dem der Salzheringe zu einem merkwürdigen Gemenge mischt, das bestimmt in der Zeit der Taufe und der einen Nacht unbekannt war.

Desorientalisierung des Morgenlandes.

Tobende Stadt

Von Julius Rud. Kaim-Athen.

Mag auch der Tag lang sein, die Nacht ist immer kurz; knarrende Sprechmaschinen hörst du bis lange nach Mitternacht, ohrenbetäubenden Gesang und Ständchen nächtlicher Wanderer, das Jammern ausgesetzter Katzen, hungernder Hunde — das alles hörst du, bis du endlich, endlich einschlafen kannst. Um wenige Stunden später von den ersten brüllenden Ausrufern geweckt zu werden. Die Stadt, die sich heißt Athen, Stadt einst des Sokrates und der braven Bürgerin Lantippe.

Also: du läßt jede Hoffnung fahren und kaufst aus dem Bett, hörst verzweifelnd, wie ein Rudel unerhörter Schreihälse Milch, Brot, Tomaten und was sonst noch alles kurz nach Morgengrauen in den Straßen anpreist. Jeder zweite Brüller schiebt ein geduldig schleppendes Grautier vor sich her, dem der Kopf scheußlich kurz an einer Seite des Holzsattels festgebunden ist. Schiefköpfige Esel sind eine der tierquälenden Moden des modernen Athen.

Haben die ersten Schreihälse sich endlich verkrochen, folgen ihnen andere mit Fischen und Garnen, Kartoffeln und Tüchern, Knoblauch und Pantoffeln, Geschirr und Zwiebeln. Sie brüllen wie gemarterte Stiere, denn sie müssen jetzt die ernsthafte Konkurrenz schlagen: die Chauffeure.

Nirgends sonst gibt es etwas so Grandioses: der Lärm, den die Chauffeure Athens vollführen, steht einzig da unter allen Lärmen der Welt. In Konstantinopel und Belgrad, in Alexandrien und Sofia ist aller Lärm ein winziges Lärmchen, gemessen am Autolärm Athens. Ganz zu schweigen von London, Paris, Berlin. Ihr Hochverehrten, die ihr euch in Hamburg und Frankfurt über zu vieles Hupen beschwert, denket an Athen. Niemand hat bisher erforschen können, warum die Athener Chauffeure hupen wie die Teufel, und kein Mensch kann sich vorstellen, welche erstaunlichen Tonskalen sie ihren Bällen entlocken. Es gibt Bälle mit zwei, drei, vier Tönen, du hörst schreiende, quietschende, heulende Hupen, und in jeder Minute hallt die Stadt wider von einem Höllenlärm.

Und doch ist der älteste Kraftwagen eine Erlösung. Vor allem für jedes Pferd, das nicht mehr zu ziehen braucht. Gewiß gibt es schöne, gut genährte Pferde; aber zahlreicher sind jene abgemagerten Mähren mit den einst gebrochenen, dann falsch verheilten Beinen, die überladene Wagen mit der letzten Kraft bergan ziehen. Hoch oben hockt ein ewig prügelnder Kutscher, ohne daß Publikum oder Behörde dabei irgend etwas nicht in Ordnung fänden.

Zum Höllenlärm gesellt sich der Staub. Die breiten, asphaltierten Straßen (welche Stadt auf dem Balkan hat noch solch breite Asphaltstraßen?) freilich lärmen ihn wenig spüren; aber geh' in die ungepflasterten Nebenstraßen, in denen der Schmutz sich sammelt, bis er in wolkerlichen offenen Wagen abgeholt wird, die mit Getöse und stinkend durch die Straßen hopsern, — geh' dorthin, und du wirst vor Staub nicht atmen können, wenn der kleinste Wind sich vom Hymettos in die Stadt schlängelt.

Wieviel Schönes hat diese Stadt! Nicht nur Klassik; auch die moderne Stadt besitzt Schönes, breite Plätze, herrliche Anlagen, große, moderne Gebäude. Aber betrachtet doch einmal auch die Nachtseiten, ohne zu schwärmen wie verliebte Hochzeitsreisende; laßt den Lärm, den Staub, den Schmutz zeigen, die Kehrseite von Athen.

Am Schmutz freilich sind nicht etwa die Griechen schuld! Sondern — nun, wer wohl? Wer trägt überhaupt und immer die Schuld?: die Deutschen! Die verdammten Deutschen. Diese Menschen haben am Schmutz Schuld und sogar an der großen Fieberepidemie, die Athen heimsuchte. Die bayrischen Architekten nämlich, die mit König Otto ins Land kamen, hatten keine Ahnung, wie man eine Stadt anlegt (daher die schönen Straßen mit der Akropolis als Abschluß! Daher die einzigen Parks und Plätze!), sie sorgten für nichts und sahen nicht einmal voraus, daß Athen in hundert Jahren größer werden wird. Sie konnten überhaupt nicht weiter sehen als bis zu ihrer Nasenspitze und kümmerten sich um nichts anderes als um ihren daheim gebliebenen König Ludwig, nach dessen Wünschen sie die unglücklichen Griechen mit einer schauderhaften Stadtanlage verlohen. Und darum sind sie am Schmutz Schuld und am Fieber und morgen wahrscheinlich noch an neuen Ereignissen. Wer's nicht glaubt, kann es nachlesen: er findet diese Angaben — nur noch viel freundlicher! — in der Athener Zeitung, die von der griechischen Regierung unterstützt wird, damit sie das Ausland unterrichte. Eins aber kann man den Deutschen schwer in die Schuhe schieben: den Bau der engen, brunnenlosen Straßen in so manchen Flüchtlingsvierteln, in denen Schmutz und Krankheit Orgien feiern.

Und auch am Lärm werden wohl die Deutschen keine Schuld tragen. Der Lärm gehört zum Leben dieser Stadt wie die vielen Schönheiten. Trotz vieler papierner Vorschriften lebt er ein herrliches Leben, der Athener Lärm. Genau wie der Schmutz, von dem der Staub